

materials stärker lösen können. Aber liegt es allein daran, daß der erste Eindruck ist, hier böte sich über weite Strecken Ordensleben im matten Spiegel eines Aktendeckels?

Zum anderen also und gewichtiger liegt es daran, daß ein wirklicher Zugriff auf die Religiosität franziskanischen Lebens nicht vollständig gelungen ist – zu vieles bleibt hier im Bereich der Vorschriften, Ordnungen und Rubriken. Nur wenige beispielhafte Gedanken dazu: Die Tatsache, daß „eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Ideal eines evangelischen Lebens [...] keine Rolle“ spielte (94), ja die insgesamt auffällig schematische Struktur innerer Motivationen hätten einer eindringenden Interpretation bedurft. Für eine solche Interpretation wäre es hilfreich gewesen, nicht nur die Titel der von den Franziskanern benutzen wie verfaßten Andachtsbücher und sonstiger geistlicher Literatur aufzuzählen (allzu knapp 270), sondern diese auf ihre Frömmigkeitsgeschichtliche Verortung und Mentalität hin zu untersuchen. Das hätte auf die Seelsorgsgeschichte der Franziskaner, innerhalb derer sie ja als Multiplikatoren wirkten, ein weit klareres Licht werfen können und die nun zu bloßem inhaltlichem Epigonentum (116 zum Ordensstudium, 125 zum Profil des Ordens, 144 zur Gebetsliteratur, 271 zur Ordenstheologie) verwischten Konturen weit klarer hervortreten lassen. Das hätte auch den Mutmaßungen über theologische und religiöse Grundhaltungen beispielsweise der Askese (133) eine festere Grundlage und eine tiefere und differenziertere Phänomenologie (über den Verzicht auf Zeitunglesen und Rauchen hinaus) gegeben. Das hätte manche Wertungen, die in einem inneren Verständnis von Frömmigkeitsübungen nur unzureichend abgestützt sind (z.B. 104 zur „übertriebenen Symbolik“ der Einkleidung, 135 zur „Leistungs- und Verdienstfrömmigkeit“), erläutern, vielleicht modifizieren können. Es hätte wohl auch ermöglicht, das franziskanische Armutsideal und die gelebte Praxis jenseits von Baufinanzierungen und GmbH-Recht zu eröffnen.

Es sind ebendiese Probleme, die auch eine Einlösung der anfänglichen Maßgaben erschweren. Das Buch beleuchtet, wo es über das ordensinterne Leben hinausgeht, doch eher die Einwirkungen eines obrigkeitlich-bürokratischen Wilhelmismus als die Lebens- und Arbeitsbeziehungen der Industriegesellschaft. Es ist doch vor allem der Staat und nicht die Gesellschaft, denen die Franziskaner in die-

sem Buch gegenüberstehen; angefangen vom Kulturkampf, endend mit den Ängstigungen vor der Revolution von 1918 und der heraufziehenden Republik.

Zum Schluß: Die Verfasserin hat mit großer Sorgfalt alles erreichbare Quellenmaterial aufgesucht und eine detail- und facettenreiche Studie daraus erstellt. Zusammenfassend aber erscheint ihr selbst vieles darin Beschriebene als „ein Konglomerat von Einzelaktionen“ (328). Rez. wird ihr hier nicht widersprechen und findet trotzdem in diesem Diktum doch auch eine Aussage über das Buch selbst. Darstellung und Interpretation hätten noch manches dessen, was erarbeitet und erlesen wurde, verklammern können.

Münster i.W.

Andreas Holzem

Wilfried Everts (Hrsg.): *Im Spannungsfeld zwischen Staat und Kirche*. 100 Jahre Priester Ausbildung im Collegium Albertinum (= Studien zur Kölner Kirchengeschichte 26). Siegburg (Verlag Franz Schmitt) 1992, 371 S., zahlreiche Abb., Ln. geb., ISBN 3-87710-155-0.

Seit der Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die Ausbildung der angehenden Geistlichen immer wieder zum Gegenstand heftigster Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche. Während des Kulturkampfes kulminierte ein Konflikt, der zu den Grundkonstanten der neuzeitlichen (deutschen) Kirchengeschichte, namentlich des Verhältnisses von weltlicher und geistlicher Gewalt, gehört. Der moderne Staat mit seinem alle Bereiche umgreifenden Totalitätsanspruch konnte eine wie auch immer gearbete Autonomie der Kirchen bei der Auswahl und der Bildung ihrer Führungskräfte von seinem Selbstverständnis her nicht akzeptieren; die Kirchen ihrerseits – insbesondere die katholische, die den Summepiskopat des protestantischen Fürsten über seine evangelische Landeskirche, wie er hier seit der Reformationszeit bestand, nicht kannte – wollten selbstredend die Rekrutierung und Ausbildung ihrer Eliten in eigener Regie durchführen und mußten von daher jedes staatliche Mitwirkungsrecht als Bevormundung ablehnen. Die Priester Ausbildung stand (und steht) im 19. (und 20.) Jahrhundert tatsächlich und buchstäblich „im Spannungsfeld zwischen Staat und Kirche“, insofern ist der Titel des hier vorzustellenden Bandes über das Collegium Albertinum in Bonn treffend gewählt.

Der angedeutete Konflikt zwischen Staat und Kirche um die Priesterausbildung läßt sich auf die griffige Formel bringen: Tridentinisches Seminar oder staatliche Katholisch-Theologische Fakultät an einer Universität? Tatsächlich rangen diese beiden Konzeptionen heftig miteinander um die Vorherrschaft. Ultramontane Kreise behaupteten, das Konzil von Trient habe dem Seminarmodell das Monopol in der Priesterausbildung verliehen und das Universitätsstudium der angehenden Kleriker ausdrücklich verworfen – eine ideologisch motivierte Schutzbehauptung, da das Tridentinum das akademische Studium geradezu als Königsweg und das Seminarium (zumal es für jüngere Knaben konzipiert ist) als Notlösung ansah, weswegen sich das „Tridentinische Seminar“ als Erfindung des 19. Jahrhunderts erweist, das mit dem Seminar des Tridentinums wenig mehr als den Namen gemein hat.

Der Kompromiß, der in den meisten deutschen Staaten bzw. Diözesen gefunden wurde, lautete wie folgt: Studium an einer staatlichen Fakultät bei gleichzeitigem Wohnen in einem Hochschulkonvikt, nach dem Examen pro seminario Übersiedlung in das bischöfliche Ordinandenseminar für höchstens ein Jahr und Abschluß des Ausbildungsganges mit der Priesterweihe. So wohnten die Priesteramtskandidaten des Bistums Rottenburg während ihres Studiums an der Tübinger Kath.-Theol. Fakultät im Wilhelmsstift und siedelten dann für ein Jahr in das Rottenburger Priesterseminar über, das somit als Ordinandenseminar figurierte.

Ähnlich lagen die Verhältnisse auch in der Erzdiözese Köln. Das Collegium Albertinum war ein dem Tübinger Wilhelmsstift analog konzipiertes Hochschulkonvikt, das die Kölner Priesteramtskandidaten während ihres Studiums an der Bonner Fakultät bezogen. Nach dem Examen wechselten die Alumnen ins Kölner Priesterseminar über, dessen Geschichte erst jüngst dargestellt wurde (Vgl. Norbert Trippen [Hrg.], *Das Kölner Priesterseminar im 19. und 20. Jahrhundert*, Festschrift zur Feier des 250jährigen Bestehens [Studien zur Kölner Kirchengeschichte 23], Siegburg 1988). Die Aufgabenteilung zwischen Fakultät, Konvikt und Priesterseminar wird bis heute praktiziert und hat sich allen Konflikten trotz bewährt. Die Alternativmodelle „Tridentinisches Seminar“ ohne Hochschulstudium (wie etwa in Eichstätt oder Trier praktiziert) und Universitätsstudium ohne Konvikt (so in Gießen 1830–51)

konnten nicht überzeugen. Die Geschichte des Collegium Albertinum, die im vorliegenden Band, in vier Phasen eingeteilt (Gründung 1827 bis zur Schließung 1875 im Kulturkampf; vom Ende des Kulturkampfes bis zum Beginn des I. Weltkrieges; Weimarer Republik und Drittes Reich; vom II. Weltkrieg bis zum Vatikanum II), minutiös nachgezeichnet wird, belegt dies deutlich. Die Flexibilität des Instituts, auf geänderte gesellschaftliche Verhältnisse und damit einhergehend ein sich ständig wandelndes Priesterbild sachgemäß zu reagieren, ist erstaunlich. Ferner fällt auf, daß sich das Haus nicht nur zahlreichen staatlichen Pressionen – insbesondere in der Kulturkampfzeit und während des Dritten Reichs – ausgesetzt sah, sondern daß auch verschiedene Kölner Erzbischöfe dem Konvikt äußerst kritisch gegenüberstanden und die Zuordnung Collegium Albertinum-Fakultät aufzubrechen versuchten, um unter der Hand doch zu einem Vollseminar zu kommen. Den freien, wissenschaftlichen Geist der Universität hielt man in Köln offenbar für gefährlich, wie nicht zuletzt der von Norbert Trippen hervorragend dargestellte Fall des Bonner Kirchenhistorikers Heinrich Schrörs im Jahr 1907 zeigt (S. 109–169). Im Grunde war man im Erzbischöflichen Ordinariat zu Köln von der Möglichkeit einer Versöhnung von katholischer Kirche und Moderne, von Glauben und Wissenschaft, von Spiritualität und Studium – und dafür stand das Konviktsmodell nicht zuletzt – keineswegs überzeugt. Man empfand – zumindest hinter vorgehaltener Hand – das Albertinum als Teil eines faulen Kompromisses mit dem preußischen Staat, als zu „liberal“, weshalb man, um nur ein Beispiel zu nennen, im Kölner Priesterseminar den Alumnen die falsche Bonner Theologie durch den Seminarprofessor und Dogmatiker M. J. Scheeben wieder auszutreiben suchte. Daraus spricht ein tiefes Mißtrauen gegen Fakultät und Konvikt.

Neben dem Streit um die rechte Konzeption der Priesterausbildung, der die Geschichte des Albertinums wie ein roter Faden durchzieht, kommt auch die Baugeschichte des Konvikts (S. 77–108) in den Blick und wird in zahlreichen Abbildungen anschaulich dokumentiert. Eine statistische Untersuchung zum rheinischen Priesternachwuchs zwischen Säkularisation und Vatikanum II aus der Feder von Erwin Gatz (S. 301–338) so wie Biogramme der Vorstände des Albertinums (S. 339–357) runden den gelungenen Band ab, der, über eine Institutionenge-

schichte hinaus, wichtige Einblicke in die Katholizismusgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts bietet. Man wäre froh, wenn jedes Theologenkongress und Priesterseminar über eine solch vollständige Dokumentation verfügte. Zwar ist hier in den letzten Jahren anlässlich von Jubiläen viel geschehen, es bleiben aber doch eine ganze Reihe weißer Flecken. Eine Frage sei am Schluß erlaubt: Warum verfügt ein Buch mit so reichem Inhalt über kein Register? Dies wird die Rezeption seiner wichtigen Ergebnisse nicht gerade erleichtern. Aber diese Untugend scheint heute bei Festschriften und Sammelbänden schon zum guten Ton zu gehören – ein Wermutstropfen in einem ansonsten wohl gelungenen Band.

Frankfurt am Main

Hubert Wolf

Heinz Hürten: *Deutsche Katholiken 1918–1945*, Paderborn – München – Wien – Zürich (Ferdinand Schöningh) 1992, 700 S., 83 Abb., geb., ISBN 3-506-73966-2.

Einer der besten Kenner des deutschen Katholizismus zwischen Reichsgründung und Nachkriegsgeschichte trägt in 28 systematisch strukturierten Kapiteln eine Entwicklungslinie vor, die den Weg deutscher Katholiken aus der Ghettoisierung im Kaiserreich, über die Emanzipation in der Weimarer Republik bis zum Konflikt mit dem nationalsozialistischen Regime und dem Untergang des Dritten Reiches im Krieg nachzeichnet. Sein Bemühen erfaßt das Desiderat Alltagsrealität der deutschen Katholiken, „die historische Existenz einer Gruppe deutscher Bevölkerung im Kontext der Lebenswirklichkeit ihrer nationalen Gesellschaft und ihrer Kirche“ (7), löst sich aber nicht von bekannten historiographischen Rastern, an denen er seine in die Tiefe gehenden, Detailkenntnisse verratenden Studien befestigt. Hürten bietet mehr als eine Literatursynopse; er läßt eine Vielzahl von neuen Ergebnissen einfließen, die u.a. Archivstudien zu verdanken sind (bes. BA Potsdam). Erfrischend wird man vor allem den kulturpolitischen Einschlag seiner Darstellung empfinden, die zahlreiche Einzeluntersuchungen erkennen läßt (Guardini, Gurian, Muckermann). Schon wegen des thematischen Rahmens und der Zuverlässigkeit der Forschung ist die oft und z.T. unreflektiert gebrauchte Bezeichnung „Standardwerk“ hier nicht fehl am Platze. Erfreulicherweise schreibt der

Autor dem Katholizismus der Weimarer Republik eine große Eigendynamik zu, ohne der Gefahr zu verfallen, ihn auf die Ereignisse der Jahre nach 1933 hinzuordnen. Allerdings spiegelt der rein quantitative Proportz des Werkes diese Perspektive nicht wider.

Die im Ersten Weltkrieg vorbereitete Zäsur innerhalb der Entwicklung des Katholizismus wird durch die ersten beiden Kapitel verdeutlicht: Sie beschreiben knapp die geographische, bewußtseinsmäßige und politische Randlage der Katholiken, wobei die statistische Fundierung weiter Passagen leicht hätte zu Irrtümern verleiten können. Der Krieg brachte durch die rückhaltlose Identifikation der Katholiken mit ihrer Nation eine seit 1917 (v. Hertling, Erzberger) greifbare politische Emanzipation und soziale Etablierung. Begleitend errang der Hl. Stuhl gleichzeitig außenpolitisch wirksame Weltgeltung; die kirchenpolitische Bedeutung der Promulgierung des CIC von 1917 – vor allem für die Konkordatspolitik – unterschätzt Hürten jedoch (41). Im dritten Abschnitt stellt er den politisch-kulturellen Anteil des Katholizismus und seines parlamentarischen Arms, der Zentrumsparlei, während der Revolution, bei der Erarbeitung der Reichs- und Länderverfassungen und beim Friedensabkommen heraus. Trotz des Durchfechtens des verfehten Versailler Vertrags im Parlament konnte das Zentrum als zukünftige Regierungspartei an politischem Profil und Attraktivität gewinnen. Die von Hürten schlagwortartig beschriebene „Revolutionsgeduld“ (52) des Katholizismus läßt sich sicher nicht auf preußische Provinzen übertragen; ein dort erkennbarer Revolutionsschock brachte naturgemäß ähnliche Symptome hervor, wie die von Hürten beschriebene Revolutionsgeduld.

Der auf Krieg und Revolution einsetzende selbstbewußte Zukunftsoptimismus der Katholiken des Aufbruchs wird bei Hürten spürbar, insbesondere in seiner philosophischen, publizistischen Ausprägung (Guardini, Wust). Daß aber der Versailler Vertrag gerade dem deutschen Katholizismus Wunden geschlagen hat – immerhin wurden ca. 3 Mio. Katholiken vom Reich abgetrennt –, wird nicht ausreichend gewürdigt, obwohl sich dies prägend auf Politik und Kultur auswirkte, nicht zuletzt im Ringen um ein Konkordat. Die Anfänge der Reichskonkordatssondierungen zeigen, daß die Kurie in die politische Konzeption Deutschlands, dem Ausbrechen aus der internationalen Isolation und der Regelung der Kirchenfrage in